

fern er hört und sieht, ist er in Christus umgewandelt, eins mit ihm.

Im zweiten Fall, im gewöhnlichen Christenleben also, hätte das Wort „für und mit Christus leiden“ ohne den in der Kirche fortlebenden zweiten Christus überhaupt keinen rechten Sinn. Würde es sich bloß um eine Tatsache der Leidensvergangenheit handeln, wenn auch einer noch so wertvollen, so bliebe der Satz „für und mit Christus leiden“ psychologisch verschwommen, ja unfaßbar. Nur der gegenwärtig leidende Christus, freilich nicht in seiner himmlischen Wirklichkeit, wohl aber in seinem mystischen Leib, ist es, in dem und mit dem wir leiden, wenn wir die Worte in ihrem wahren und nüchternen Sinn nehmen. So können wir den Herrn auch nicht im eigentlichen Sinn trösten. Das ist eine Metapher. Wir können freilich, anders als bei gewöhnlichen Menschen, unsere Liebe durch Leiden bewähren, aber doch nur so, daß wir den Willen Gottes in einer schweren Sache wie Christus erfüllen, Gottes hart lastender Hand uns unterwerfen. Es wäre aber ein Irrtum, wollte man Liebe zu Gott und Leiden für Gott als notwendig verbunden ansehen. Aus Liebe für Christus leiden wollen hat (außer jenem mystischen Zustand) nur den Sinn, daß wir, mit Bezugnahme auf den gegenwärtig leidenden mystischen Leib Christi, es nicht besser haben wollen als der Meister in seinem Erdenwallen.

An sich gehören Liebe und Leiden nicht zusammen. Nachdem Christus aus Liebe zu uns gelitten hat, sind wir auch freudig bereit, aus Liebe zu ihm zu leiden, aber nicht um des Wertes des Leidens, nur um des Wertes der Liebe willen. Die Leidensnachahmung des Meisters hat in sich keinen absoluten Wert. Sie hat Wert, soweit es Gott für uns so will; und dieser Wille erscheint uns nur im Zusammenhang mit dem leidenden zweiten Christus in der Kirche sinnvoll.

Diese Psychologie des Leidens löst see-lische Rätsel, die sonst unentwirrbar sind.

Stan. v. Dunin Borkowski S. J.

## Ein Logiker über die Methode der Literaturwissenschaft

Der dritte Band des Literaturwissenschaftlichen Jahrbuches der Görres-Gesellschaft<sup>1</sup> enthält wieder beachtenswerte Beiträge zur Aufhellung noch dunkler Forschungsgebiete aus dem Bereiche der älteren deutschen Literatur. An der Spitze steht dagegen ein Aufsatz, der auch außerhalb der eigentlichen Fachkreise allen von Nutzen ist, die irgend einmal eine Literaturgeschichte in die Hand nehmen. Der besonnene und feinsinnige Herausgeber des Jahrbuches war gut beraten, als er über gewisse methodische Grundsätze, die infolge eines oft beklagten Mangels an logischer Durchbildung von den Vertretern der Literaturgeschichte eher verwirrt als geklärt worden sind, nicht einen engeren Fachgenossen zu Worte kommen ließ, sondern den Dominikanerpater Marc de Munyngé, der an der Universität Freiburg in der Schweiz in französischer und lateinischer Sprache über systematische Philosophie liest.

Ich habe die besondere Genugtuung, daß P. de Munyngé im wesentlichen mit den Anschauungen übereinstimmt, die ich in meiner Abhandlung über „Gegenstand und Einteilung der wissenschaftlichen Literaturgeschichte“ in der von der Kaiserlichen Universität in Tokio herausgegebenen Zeitschrift *Doitsu Bungaku* (II 1—30, Tokio 1927) philosophisch und literaturwissenschaftlich begründet habe, nachdem ich sie mehrere Jahre lang in meinen Vorlesungen erprobt hatte.

Wie ich, betont P. de Munyngé sehr entschieden, daß der Literaturwissenschaftler bloß auf die „literarische Kunst“ zu achten hat, schon weil sie „von sich aus derartig unumgängliche, umfangreiche Aufgaben“ stellt, daß die Vertreter der Literaturwissenschaft „alle Ursache haben, sich ganz streng darauf zu beschränken“ (S. 8). Nicht alle, aber die meisten Verfasser von Literaturgeschichten trifft die richtige Feststellung

<sup>1</sup> Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. In Verbindung mit Josef Nadler und Leo Wiese herausgegeben von Günther Müller. Dritter Band. 8° (150 S.) Freiburg i. B. 1928, Herder.



de Munynck: „Sie behandeln — und zwar sehr schlecht — naturwissenschaftliche, metaphysische, sittliche, religiöse Probleme, die sie in keiner Weise etwas angehen. Und wenn sie eine besondere Kompetenz in einem bestimmten Fach haben — z. B. in der Geschichte —, wirbeln sie uns eine Staubwolke von winzigen Kleinigkeiten um den Kopf, die mit der Literaturgeschichte gar nichts mehr zu tun haben. Das ist bloß eine besonders ärgerliche Form des unfruchtbaren Alexandrinismus“ (11). Auf derselben Seite steht die Ergänzung: „Es handelt sich in der Tat nicht darum, die wissenschaftlichen Fragen zu diskutieren, sondern darum, die Ideen und Theorien genau zu erfassen, auf deren Grund die Dichtung ruht.“ Allerdings wird nicht völlig klar, ob P. de Munynck aus der Notwendigkeit der Beschränkung auf „literarische Kunst“ die Folgerung zieht, daß die Literaturwissenschaft nur die Werke zu behandeln hat, die im deutschen Sinne des Wortes „Dichtung“, d. h. vorwiegend auf ästhetische Wirkung angelegt sind. Ich glaube in meiner Abhandlung gezeigt zu haben, daß diese Folgerung sich nicht nur wegen der sonst unvermeidlichen Gefahr eines grotesken Dilettantismus, sondern auch deshalb aufdrängt, weil alle nicht-dichterischen Werke schon von andern Wissensgebieten beansprucht werden. Was an ihrer Form etwa künstlerisch ist, gehört in eine Stilgeschichte, nicht in eine Literaturgeschichte. Das — übrigens keineswegs allgemeine — Weiterleben der entgegengesetzten Ansicht kann ich aus der noch jungen Entwicklungsgeschichte der Literaturwissenschaft und aus manchen außerwissenschaftlichen Gründen verstehen, aber nicht rechtfertigen.

Der trennende Strich, den P. de Munynck zwischen Literaturwissenschaft und Kritik zieht, ist meines Erachtens nicht ganz genau gezogen. Hätte P. de Munynck statt der allgemeinen Bemerkung, die Literaturgeschichte sei „nicht die ganze Literaturwissenschaft“ (9), wenigstens den Versuch einer näheren Umgrenzung der Literaturwissenschaft gemacht, so wäre er wohl zu der Ansicht gekommen, daß die Kritik

zwar nicht eigentlich Sache der Literaturgeschichte ist, daß sie aber sehr wohl zur Literaturwissenschaft gehören kann. Er gibt ja selber zu, daß sich eine gewisse Art von literarischer Kritik trotz ihres notwendigerweise subjektiven Werturteils der „objektiven“ Wissenschaft nähert (7) — und andererseits entgeht es ihm nicht, daß auch seine „objektive“ Literaturwissenschaft schließlich auf dem subjektiven Werturteile beruht, ob und inwiefern ein bestimmtes Werk einen im ästhetischen Sinne „literarischen Charakter“ hat (10). Weshalb soll also die nicht rein subjektive Kritik von der nicht rein objektiven Literaturwissenschaft ausgeschlossen sein? Sie ist ein Teil der Literaturwissenschaft so gut wie die Literaturgeschichte. Übrigens bedeutet die wesentliche Verschiedenheit von Kritik und Literaturgeschichte selbstverständlich nicht, daß der Literaturgeschichtler ohne Kritik auskäme. Im Gegenteil: sobald er, wie es seine Pflicht ist, uns zeigt, mit welchen ästhetischen Mitteln die Dichter ihr ästhetisches Ziel angestrebt haben, spricht er durch die bloße Kennzeichnung von Ziel und Mitteln literarische Werturteile aus.

Das persönliche Werturteil des einzelnen Vertreters der Literaturwissenschaft ist allerdings schwerlich jemals so hoch anzuschlagen, daß man uneingeschränkt mit P. de Munynck die Herübernahme fremder Werturteile als ein Abgleiten ins Banalium bezeichnen dürfte (8). Ein Forscher, der uns bloß nach seinen eigenen Eindrücken den dichterischen Wert der Ilias darlegt, weckt in uns durchaus nicht das Vertrauen, daß er der Wahrheit näher gekommen ist als ein anderer, der uns nur sagt, was sich in dieser Frage aus den überlieferten Urteilen zweier Jahrtausende ergibt. In der Literaturwissenschaft gibt es so wenig wie irgendwo sonst einen Fortschritt, wenn jeder die Arbeit seiner Vorgänger noch einmal tun will. Schon die Kürze unseres Lebens macht es unmöglich, alle deutschen Dichtungen auch nur eines der Jahrhunderte seit Klopstock oder eines der Jahrzehnte seit den Anfängen Gerhart Hauptmanns aus unmittelbarer Kenntnis zu werten.



Und noch in einem letzten wichtigen Punkte scheint mir P. de Munynck seine Forderung höher zu spannen, als es selbst bei Aufstellung eines Ideals ersprießlich ist. Gleich mir entwickelt er die literaturwissenschaftliche Aufgabe aus dem aristotelisch-scholastischen Wissenschaftsbegriff, nach dem ja Wissenschaft geordnete Erkenntnis einer Wirklichkeit aus ihren äußern und innern „Ursachen“ ist. Dabei ist unter Ursache über den gewöhnlichen Sprachgebrauch hinaus alles zu begreifen, was auf Entstehen und Bestehen einen wirksamen Einfluß hat, also außer der Wirkursache auch die Zweckursache, ferner der „Stoff“, aus dem etwas geformt ist, und die „Form“ selber. Während nun P. de Munynck zuerst (4) behauptet, die Literaturwissenschaft habe ihren Gegenstand nach diesen vier Rücksichten zu untersuchen, verwandeln sich ihm später (9) die Zwecke in die „Wirkungen“ des dichterischen Werkes. Über die Berechtigung dieses Tausches ließe sich streiten. Auf keinen Fall aber ist es in dem Umfange, den P. de Munynck beschreibt, Aufgabe des Literaturwissenschaftlers, die „Wirkungen“ als solche zu untersuchen. Denn soweit sie auf literarischem Gebiete liegen, wird ihre Darstellung offenbar durch die Darstellung der Ursachen aller Werke erledigt, auf die sich die jeweils in Frage stehende Wirkung erstreckt. Ich

werde in einer Geschichte der deutschen Literatur bei der Darstellung Schillers nicht ausführlich von seiner Wirkung auf Wildenbruch sprechen, weil ich bei der Behandlung Wildenbruchs zu zeigen habe, was er von Schiller hat. Soweit es sich aber von Wirkungen der Literatur auf außerliterarische Gebiete handelt, sind die Vertreter dieser Gebiete oder der allgemeinen Kulturgeschichte zuständig. Der Literaturwissenschaftler würde hier eine überflüssige und seine Kräfte meistens übersteigende Doppelarbeit unternehmen, die P. de Munynck nach den von ihm selber entwickelten Grundsätzen nicht wünschen kann.

Da P. de Munynck sich ausdrücklich als Logiker einführt, und da seine Darstellungsweise deutlich einen französisch gebildeten Geist verrät, so ist es begreiflich, daß er mit der namentlich in Deutschland erfreulich fortgeschrittenen Differenzierung des literaturwissenschaftlichen Betriebes weniger vertraut ist als mit den allgemeinen Forderungen wissenschaftlicher Forschungsmethoden. Der große Wert seiner scharfsinnigen Untersuchung liegt darin, daß sie die allzu oft über gedankliche Probleme des Inhalts dilettantenhaft redende Literaturwissenschaft nachdrücklich zu ihrer eigentlichen Aufgabe zurückruft.

Jakob Overmans S. J.